

**SEBASTIAN
FITZEK**

DAS
KALENDER DER MÄDCHEN

LESEPROBE

1. KAPITEL

NOTRUFPROTOKOLL

20. Dezember, 23:34 Uhr, Leitstelle Hof, Bayern.

P: Notruf der Polizei, mit wem spreche ich?

A: Ja, hallo. Ich würde gern eine Pizza bestellen.

P: Gute Frau, Sie haben den Notruf der Polizei gewählt.

A: Genau. Mit Salami und Käse.

(Pause.)

P: Verstehe ... Sind Sie aktuell in Gefahr und werden bedroht?

A: Ja.

P: Sie sind nicht allein im Raum?

A: Ganz genau.

P: Sind es mehrere Täter?

A: Nein. Nur eine Pizza.

P: Gut. Sie machen das sehr gut. Ist die Person bei Ihnen bewaffnet?

(Längere Pause.)

A: Ja. Die XXL-Größe bitte.

P: Sind Sie verletzt?

A: Mit Peperoni.

P: Schwer?

A (gequält lachend): Wenn ich nicht bald was zu essen bekomme, sterbe ich.

P: Okay. Sie sind eine starke Frau. Sie machen das perfekt. Hilfe ist gleich bei Ihnen. Sie müssen mir jetzt bitte die genaue Adresse durchgeben.

A: Hm. Na klar. (Pause. Schweres Atmen.) Bitte liefern Sie es nach Rabenhammer in den, äh ... in den Tannensteig 18.

P: Ist das eine Wohnung?

A: Äh, das ist ein Ferienhaus. Haus Waldpfad.

P: Gut, wie heißen Sie?

A: Valentina. Valentina Rogall. Aber es steht natürlich kein Name an der Klingel. Was ...? (Rascheln, Hörer wird offenbar mit der Hand zugehalten.)

A (zu einem Dritten im Raum): Ja. Sag ich. (Wieder direkt in die Leitung. Verunsichert. Zittrige Stimme.) Hören Sie? Sie sollen das Essen bitte vor die Tür stellen. Bargeld liegt dann unter der Fußmatte.

P: Wo genau im Haus halten Sie sich auf? Im Erdgeschoss?

A: Nein. P: Im ersten Stock also?

A: Ganz genau. (Pause, Rascheln.) Wie lange wird das dauern?

P: Hilfe ist in wenigen Minuten bei Ihnen. Sagen Sie jetzt bitte: »Kein Problem, ich warte in der Leitung, bis Sie Ihren Lieferanten erreicht haben.«

A: Kein Problem, ich warte in der Leitung, bis Sie Ihren Lieferanten erreicht haben. Moment, warten Sie. Ich soll noch sagen ...

(Längere Pause. Rascheln. Unverständliches Gemurmel im Hintergrund. Ein unterdrücktes Wimmern.)

A: Nein, nein, das mach ich nicht.

P: Hallo? Hallo? Sind Sie noch dran?

(Lauter, gequälter Frauenschrei.)

Verbindung reißt ab. Ende der Aufzeichnung: 23:37 Uhr.

2. KAPITEL

RABENHAMMER, TANNENSTEIG 18 23:51 UHR STRACHNITZ

Mit dem halb heruntergelassenen Raffrollo sah das kleine Schieferdachhäuschen aus, als würde es Polizeimeister Strachnitz vom Waldrand aus zuzwinkern.

Es war eine sternklare, eiskalte Nacht. Keine Wolke störte das Licht des Vollmonds, das den Polizisten als Scheinwerfer diente und trotz der späten Stunde eine abenddämmerungsgleiche Stimmung erzeugte.

Die letzten Tage über hatte es geschneit, gestern früh hatte es kurz aufgehört, dann am Abend wieder begonnen, und ein lautloses Vorankommen war kaum möglich. Seine Stiefel und die der Polizistin hinter ihm knirschten bei jedem Schritt den Weg hinauf zum letzten Haus in der Sackgasse. Immerhin hatte jemand Splitt gestreut, sodass ihr Aufstieg nicht zur Schlitterpartie wurde. Trotzdem lief er Gefahr, zu stürzen. Strachnitz hatte mal wieder falsch getrunken. Zu viel Alkohol, zu wenig Wasser. Die vergangenen Stunden steckten ihm noch in den Knochen, und der Aufstieg zum Haus Waldpfad, wie die kleine Hütte in Internet-Ferienportalen bezeichnet wurde, schien eher länger statt kürzer zu werden.

»Sieht friedlich aus«, sagte er zu seiner jungen Kollegin, die einige Minuten nach ihm eingetroffen war. Als die Einsatzmeldung der Zentrale einging, war er in der Nähe gewesen, doch der Inhalt des Notrufs hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass das hier kein Routineeinsatz für einen einzelnen Beamten war; also hatte er auf Samira warten müssen.

Sie sog die klare Luft ein und sah sich um. »Auf jeden Fall ist da noch jemand wach«, befand sie. Im Obergeschoss brannte Licht, wohingegen die restlichen Häuser der Siedlung in Dunkelheit lagen. In einigen Gärten standen illuminierte Tannenbäume, in Haus Waldpfad fehlte jegliche Außenbeleuchtung. Dafür flackerte eine zu einem Drittel herabgebrannte Stumpenkerze in einem weihnachtlich geschmückten Fenster.

»Sieh mal!« Samira deutete auf den Boden.

Zahlreiche vom Abendschnee nur lose bedeckte Fußstapfen zeugten davon, dass der Pfad vor Kurzem öfter benutzt worden war. Irgendwann einmal ganz

sicher auch von Valentina Rogall – der jungen Frau, die den ungewöhnlichen Pizza-Notruf abgesetzt hatte.

»Seltsam«, stimmte er ihr zu.

Die Wettervorhersage der letzten Tage hatte dafür gesorgt, dass kaum noch jemand in dieser Gegend wandern ging. Der Sommer war heiß und trocken gewesen. Jetzt lastete Neuschnee auf den morschen Baumkronen. Ein Sturm konnte lebensbedrohliche Folgen haben. Erst letztes Jahr war ein leichtsinniger Spaziergänger um diese Jahreszeit von einem herabfallenden Ast erschlagen worden.

Im Einklang mit der Natur leben. Was für ein Schwachsinn!, dachte Strachnitz und tastete intuitiv nach der Waffe an seiner Weste.

Der Polizist liebte den Frankenwald, die verschneiten Berglandschaften, die klare Luft und den warmen Sonnenschein auf den Gipfeln seiner fränkischen Heimat. Aber er war nicht so dumm, zu denken, Mutter Erde wäre seine Freundin.

»Die Natur will uns töten. Erdbeben, Vulkanausbrüche, Sturmfluten, Bakterien, wilde Tiere, Viren, Zecken, Krankheiten, brutale Hitze, eisige Kälte ... der Mensch hat all das über Jahrtausende überlebt. Nicht, indem er die Natur in Ruhe gewähren ließ. Sondern, indem er sich vor ihr schützte, wie sich ein Volk vor kriegerischen Angreifern schützt: mit Höhlen, Häusern, Kleidung, Medikamenten, Heizungen, Gewehren, Angelruten und Rattengift.«

Das hatte ihn schon sein Vater gelehrt.

»Dann bekämpfen wir die Natur?«, hatte er ihn als Kind gefragt und sich eine Ohrfeige eingehandelt.

»Du hörst nicht zu. Ich habe gesagt: Wir verteidigen uns. Nicht wir kämpfen. Die Natur bekämpft uns. Und das zu Recht. Wir sind ihr Feind. Wir haben keine Funktion in der Nahrungskette. Unser Dasein ergibt keinen Sinn. Aus diesem Grund muss uns die Natur niemals ein Friedensangebot machen. Deshalb sind all die Versuche, weniger Strom zu verbrauchen, weniger Fleisch zu essen und weniger Müll zu produzieren, schwachsinnig. Das ist so, als würdest du einen Tumor bitten, weniger zu streuen. Wir sind nun einmal das Krebsgeschwür der Natur. Aus ihrer Sicht müssen wir vollständig entfernt werden.«

Je älter er wurde, umso besser verstand Strachnitz die Verbitterung seines alten, mittlerweile schwer kranken Herrn, der der Öffentlichkeit jedoch sein

ganzes Leben lang ein anderes Gesicht gezeigt hatte. Das des seriösen Kriminalkommissars, stets im Dienste seiner schutzbedürftigen Bürger.

Dieser Heuchler.

Wieso hatte er nur auf Papa gehört, es ihm gleichgetan und war zur Polizei gegangen? »*Willst du dein Leben weiter als Wachmann vergeuden oder endlich wie ein echter Mann in einem echten Männerberuf arbeiten?*«

Strachnitz bereute es fast jeden Tag. Heute womöglich mehr denn je. Trotzdem konnte er nicht auf die innere Stimme hören, die ihm vom eisigen Wind getragen ins Ohr flüsterte, dass er umkehren und das Haus nicht betreten solle. Schon gar nicht mit einem Kater, der ihm mit jedem Atemzug seine Krallen in die Synapsen schlug.

Zum Glück hatte er sich so weit unter Kontrolle, dass seine jüngere Kollegin seinen desolaten Zustand nicht bemerkte. Das hoffte er zumindest.

Der Weg führte sie erst an einer Scheune, dann an einer zum Haus gehörenden Garage vorbei, auf deren Flachdach eine kleine Terrasse mit Aussicht in den Wald angelegt war.

Ein Bewegungsmelder aktivierte eine Lampe über dem rückseitigen Eingang. Die in die Haustür eingelassene Glasscheibe war von innen mit schwarzem Markierstift beschmiert worden.

»Eigenartig«, kommentierte Samira.

Strachnitz nickte. »Sieht aus wie ein Zeichen.«

Eine geschwungene Linie, die die Zahl **2** oder den Buchstaben **S** darstellen mochte, je nachdem, ob man von innen oder außen darauf schaute.

Die Haustür stand einen Spalt offen. Strachnitz stieß sie behutsam auf. Sie schwang leicht knarzend in einen ebenso dunklen wie engen Flur hinein. Eine schmale Treppe führte rechter Hand in den ersten Stock. Zur Linken war ein Sicherungskasten in eine Holzpaneelwand eingelassen. Auch dessen Tür war mit Edding markiert. Diesmal mit der Zahl **5**.

»Hallo, wir bringen die Pizza!«, rief Strachnitz so laut, dass man es im gesamten Haus hören musste. Keine Antwort. Er vernahm nichts außer dem Rauschen des Windes von draußen.

Im Inneren des verlassen wirkenden Gebäudes roch es nach kaltem Kamin und feuchtem Hund.

Leider nicht nach Schnaps.

»Ist hier jemand?«

Unten am Parkplatz hatte er Samira erklärt, dass sie sich nicht als Polizisten zu erkennen geben sollten, weswegen sie ihre Uniformjacken gegen neutrale Regenüberzüge ausgetauscht hatten.

»Der Täter, der die Anruferin bedroht, rechnet mit einem Pizzaboten, und in dieser trügerischen Sicherheit wollen wir ihn belassen.«

»Das Geld lag nicht unter der Matte«, rief Strachnitz jetzt und ging mit der Pistole im Anschlag leise den Flur hinunter, bis er zu seiner Linken auf eine dünne Holztür traf. Die Decken des Hauses waren für einen Mann seiner Statur zu niedrig, sodass er leicht vornübergebeugt gehen musste.

Er öffnete die Tür und betrat ein auf den ersten Blick gemütlich wirkendes Wohnzimmer: ein kleines, bequem aussehendes Ledersofa und ein Ohrensessel, dazwischen ein von roten Blumenornamenten dominierter Perserteppich, auf dem ein rollbarer Couchtisch vor einem rustikalen Kaminofen stand. Das Wohnzimmer war ein Durchgangszimmer zur Küche, deren weihnachtlich geschmücktes Fenster der Kommissar von außen gesehen hatte. Das Raffrollo halb heruntergelassen, davor stand die schwarze Kerze.

»Leer!«, sagte Samira.

Auch er hatte auf den ersten Blick gesehen, dass sich niemand in der altbackenen Landhausküche aufhielt. Die Stühle waren verrückt. Hier roch es nach kaltem Kaffee und Absinth. Benutztes Geschirr stand auf dem Küchentisch.

»Sieh mal!« Strachnitz deutete auf die Scheibe des Kaminofens. Der Anblick der in den Ruß gezeichneten **19** erinnerte ihn an die verdreckte Motorhaube seines Privatwagens, auf die Kinder letzte Woche einen Lachsmiley geschmiert hatten.

Strachnitz kniete sich hin und öffnete den Ofen. Samira hinter ihm stöhnte laut auf.

»O Gott!«

Er fluchte ebenfalls. Derber. Panischer.

Das darf doch nicht wahr sein!

Er musste daran denken, wie ihm sein Vater von seinem schlimmsten Fall als Streifenpolizist erzählt hatte: Ein sich von Dämonen besessen glaubender

Junkie hatte versucht, sich mit einer Gartenschere seine »vom Teufel verfluchte« linke Hand abzutrennen.

Scheiße!

Hier in dem Ofen lag keine Hand. Nur ein Zeigefinger. Mit halb abgerissenem Nagel. In Blut getränkt, unfachmännisch abgetrennt. Drapiert wie die Vorspeise eines geisteskranken Kannibalen auf einem Stapel Zündelholz im Holzkohleofen.

»Herr im Himmel«, keuchte Samira und wandte sich ab.

»Ich brauche hier die Spurensicherung!«, funkte Strachnitz die Zentrale an.

»Und Verstärkung. Schickt am besten einen Rettungswagen mit.«

Er starrte in den kalten Ofen hinein, verfluchte sich und sein Leben, brauchte viel zu lange, um sich wieder aufzurichten, und bemerkte deshalb zu spät, dass seine Kollegin nicht mehr in seiner Nähe war.

3. KAPITEL

SAMIRA

Strachnitz hatte ihr verboten, alleine nach oben zu gehen, doch sie sah keinerlei Anlass, ihm Folge zu leisten. Zwar war er dienstälter und rein technisch ihr Vorgesetzter, seinem Atem und seinem schwankenden Gang nach war er jedoch kaum in der Lage, diesen Einsatz hier vernünftig durchzuführen, geschweige denn, ihr Anweisungen zu erteilen. Sollte er doch unten auf die Verstärkung warten. Sie würde sich später nicht den Vorwurf machen lassen wollen, eine hilflose Frau im Stich gelassen zu haben.

Samira zog ihre Dienstwaffe.

Die ausgetretenen Stufen knarzten bei jedem Schritt wütend nach. Niemand, der sich im ersten Stock direkt unter dem Dach aufhielt, konnte das überhören. Sie gab sich keine Mühe mehr, sich als Pizzabotin zu tarnen, und lernte rasch, dass das von Anfang an nicht nötig gewesen wäre. Auch die oben gelegenen Zimmer waren leer, sowohl das Schlaf- als auch das kleine Arbeitszimmer, durch dessen Fenstertüren man auf die Aufdachterrasse über der Garage steigen konnte.

Keine Valentina Rogall. Kein Mann, der sie bedrohte.

Allerdings gab es auch hier eindeutige Anzeichen, dass das Haus noch vor wenigen Stunden Menschen beherbergt haben musste: Im Schlafzimmer lagen Bettwäsche und Kopfkissen achtlos neben dem Doppelbett. Das schien frisch bezogen, jedoch waren die Laken verschmiert. Wie unten die Tür und der Sicherungskasten waren auch sie mit Zahlen beschriftet:

Rechts mit einer **9**. Auf die linke Seite hatte jemand mit rotem Textmarker eine **17** geschrieben.

Was geht hier vor?

Samira fand einen kleinen, mintfarbenen Briefumschlag neben dem Bett, er war kaum größer als eine Kreditkarte. Sie hob ihn auf und zog eine Karte hervor. Auf ihr befand sich ein mit feinem schwarzen Filzstift verfasster Text. Ein Gedicht, das in Samiras Magen eine Reaktion auslöste, als hätte sie gerade ein fauliges Ei herunterwürgen müssen:

*Lasst es tot und drunter sein.
Das Kalendermädchen kann sich nicht mehr freun.
Versteckt im Kasten, trallalalala!
Heut ist Todesabend da!
Heut ist Todesabend da!*

Sie fragte sich, was mit einem »Kasten« gemeint sein könnte. Vor ihrem geistigen Auge sah sie eine fingeramputierte Leiche in einer Kiste liegen; einem Sarg, einer Truhe oder, falls der Verfasser tatsächlich wörtlich genommen werden wollte, in einem kastenartigen Gebilde, einem Sandkasten etwa.

Oder ...

Sie lief um das Bett herum. Bückte sich. Tastete mit den Fingern auf dem Teppich herum, der so dunkel war, dass man sie auf den ersten Blick nicht sah – die dunkle Flüssigkeit, die aus dem Bett auf den Boden sickerte.

Aus dem Bett.

Genauer gesagt: aus dem *Bettkasten*.

Lasst es tot und drunter sein.

Unter dem Bett. In einem Kasten.

»Was ist denn hier los?«, hörte sie Strachnitz von der Tür her fragen.

Das Deckenlicht schien mit einem Mal an Kraft verloren zu haben.

Die Waffe im Anschlag, öffnete Samira den Bettkasten auf der Seite, auf der sie den Umschlag gefunden hatte, indem sie die Matratze anhob. Die Feder des Öffnungsmechanismus gab nur widerwillig nach, als würde er in eine falsche, ungesunde Position gezwungen.

Strachnitz, der hinter sie getreten war, richtete ebenfalls seine Stabtaschenlampe aus.

»O Gott!«

Samira keuchte entsetzt.

Das Wesen im Bettkasten war weder als Frau noch als Mann zu erkennen, und sie zweifelte für einen Moment, ob es überhaupt ein Mensch war, denn noch nie zuvor hatte sie irgendwen so entsetzlich und unverständlich schreien hören.

»Rettungswagen!«, hörte sie Strachnitz hinter sich ins Funkgerät brüllen.

»Sofort!«

In einer idealen Welt hätte sie jetzt Alarmsirenen gehört, die durchdrehenden Reifen von Polizei und Ambulanz. Das Flackerlicht der Einsatzfahrzeuge hätte das Schlafzimmer in ein zuckendes Blau getaucht.

Doch Samira hörte nichts dergleichen. Und sie sah keine Signallichter. Nur das blutbesudelte, schwer atmende Etwas in dem Bettkasten.

Das Kalendermädchen?

»Rettungswagen, wo bleibt die verdammte Feuerwehr?«, brüllte Strachnitz in sein Funkgerät. Dann brach die Hölle los. Noch während ihr Kollege mit dem Notruf abgelenkt war, sprang das blutüberströmte Wesen unvermittelt mit einem einzigen Satz aus dem Bettkasten.

Samira versuchte es. Aber es gelang ihr nicht, auch nur einen einzigen Schuss abzugeben, bevor es Strachnitz an die ungeschützte, bloß liegende Kehle ging.

4. KAPITEL

SIEBEN STUNDEN SPÄTER

STRACHNITZ

Kein Kater. Keine Übelkeit. Das war das Erste, was er beim Aufwachen registrierte. Seit Monaten war er nicht mehr ohne dröhnenden Schädel aufgewacht, so wie jetzt. Doch das war für ihn kein Anlass zur Freude. Denn dafür hatte er das Gefühl, als wäre sein Hals eine offene Wunde, die ein Sadist mit brühend heißen, in Salzlauge getränkten Tüchern umwickelt hatte.

»Kannst du mich hören?«

Strachnitz nickte, was ein Fehler war, denn nun scheuerten die Tücher tief in die Halswunde. Am liebsten hätte er nach dem Kabel mit dem roten Notruf-Knopf gegriffen, das an seinem Krankenhausbett baumelte, aber er scheute jede weitere Bewegung.

»Du bist wach, gut. Das ist sehr gut ...«

Der Mann an seinem Bett war kein Mediziner, auch wenn seine teebeutelgroßen Tränensäcke zu einem Stationsarzt nach einer Achtundvierzig-Stunden-Schicht gepasst hätten. Es dauerte eine Weile, bis Strachnitz in dem dunkelhaarigen Mittvierziger seinen Vater erkannte. Den hochdekorierten Ermittler.

Na toll.

»Wo bin ich?«, fragte er ihn. Seine Stimme klang, als hätte er mit Chlorreiniger gegurgelt.

»Im Sankt Martin. Zum Glück, die Chirurgen hier sind top.«

Ein Monitor piepte außerhalb seines Sichtfelds, vermutlich einer, mit dem die Vitalfunktionen überwacht wurden. Das zumindest würde die vielen Schläuche und die Manschette an seinem linken Arm erklären.

»Was ist passiert?«, krächzte er und wollte schlucken, schaffte es aber nicht.

»Du weißt es nicht?« Die Stimme seines alten Herrn klang seltsam euphorisch.

Strachnitz dachte nach, während er aus den Augenwinkeln zum Fenster rechts von ihm blickte. Draußen war es hell. Seine letzten Erinnerungen lagen im Dunkeln. Er erinnerte sich an den Geschmack des Alkohols, den er heute früh

(war es überhaupt noch heute?) getrunken hatte. Und an den Notruf. Die Leitstelle hatte etwas von einer Frau gesagt, die bei der 110 Pizza bestellt habe und vermutlich nicht frei sprechen könne, weil sie bedroht wurde.

»Ich bin um die Ecke!« Mit diesen Worten hatte er die Meldung angenommen und dann auf seine Kollegin gewartet.

Von da ab wurde sein Gedächtnisbild immer löchriger. In seiner Erinnerung öffnete er eine Haustür, sah einen Sicherungskasten, der mit einer Zahl beschriftet war. Dann ein Bett, schließlich ein blutüberströmtes Wesen, und dann ...? Nichts mehr.

Strachnitz räusperte sich, was sich anfühlte, als zöge er eine Nagelfeile über seine Stimmbänder. »Habt ihr den Täter?«, fragte er und ertastete einen Verband, als er sich an den Hals griff.

»Hör mir jetzt gut zu!«, sagte sein Vater, dessen Stimme sich um eine halbe Oktave gesenkt hatte, wodurch sie mit einem Mal viel bedrohlicher klang. »Es ist sehr wichtig, dass du begreifst, was im Haus Waldpfad vor sich gegangen ist, okay?«

Strachnitz nickte und bereute es sofort. In seinem Kopf schwappte ein Säurebad umher.

»Das war ein Hund!«

»Ein Hund? Wo denn ... ich meine, wie ...?«

»Ein Streuner. Du bist einem Notruf in ein leer stehendes Haus gefolgt. Dort hat dich der Köter angegriffen. Das Tier muss versehentlich eingeschlossen worden sein und seit Tagen kein Fressen mehr gesehen haben. Du warst seine Beute.«

Die sonore Ermittlerstimme seines Vaters schraubte sich wieder in einen kumpelhaft klingenden Bereich: »Anscheinend bist du nicht sehr genießbar, Kleiner. Das Vieh muss von dir abgelassen haben und ist über alle Berge.«

Strachnitz fühlte, wie ihn eine bleierne Schläfrigkeit überfiel, als hätte er ein Schlafmittel genommen, das plötzlich seine Wirkung entfaltete. Vermutlich war er tatsächlich mit sedierenden Schmerzmitteln vollgepumpt.

»Was ist mit der Frau?«, wollte er wissen.

Und mit meiner Kollegin. Wie hieß sie noch mal ...?

»Welche Frau?«

»Das Opfer. Im Bettkasten. Sie war voller Blut. Ihr müsst doch ihren Finger gefunden haben!«

»Ihren was ...?«

Strachnitz' Lider begannen zu flattern.

»Im Ofen. Da war eine Zahl. Und ein Gedicht ...« #

*Versteckt im Kasten, trallalalala!
Heut ist Todesabend da!*

Verdammt, wie war es nur weitergegangen?

Das Krankenzimmer flimmerte vor seinen Augen, als wäre alles um ihn herum eine Projektion, die gerade einer stark schwankenden Stromversorgung ausgesetzt war. Er hörte seinen Vater sagen, jetzt wieder mit tiefer Stimme: »Ganz ruhig, mein Junge. Wie ich schon sagte, es ist wichtig, dass du das verstehst, wer auch immer danach fragen wird: Es gab niemanden in dem Haus. Kein Opfer, kein Blut, keine Finger oder Zahlen. Und Gedichte hast du auch keine gesehen.«

Das ist unmöglich.

»Mach dir keinen Kopf, Kleiner. Die Ärzte sagen, dass Verwirrung und falsche Erinnerungen nach so einer traumatischen Verletzung ganz normal sind. Zumal wenn man hin und wieder einen über den Durst trinkt.«

Strachnitz spürte eine Hand auf der Schulter, und am liebsten hätte er sie gepackt und seinen Vater mit aller Gewalt zu sich heruntergezogen, bis dessen Mund an seinem Ohr war, damit dieses Tränensack-Gesicht es auch ja mitbekam, wenn er in es hineinbrüllte:

»Ich bin vielleicht ein Suffkopp. Aber ich bin nicht verrückt. Und ich habe das auch nicht im Betäubungsmittelschlaf geträumt. Also hör auf, mich zu verscheißern.«

Doch er bekam kein Wort mehr heraus. Seine Augen waren bereits geschlossen. Er driftete in ein dunkles Nichts, in die Abwesenheit jeglichen Lichts. Auf einmal durchzuckte ihn ein Gedanke, der lediglich aus einem Wort bestand. Es stammte aus dem Gedicht im Haus Waldpfad, an dessen kompletten Wortlaut er sich nicht mehr erinnern konnte, aber bei diesem einen Wort, da war er sich sicher:

Kalendermädchen

Ohne dass er es sich im Moment erklären konnte, elektrisierte es ihn, jagte ihm einen unangenehmen Schauer durch den gesamten waidwunden Körper und brachte ihn zu einer letzten Erkenntnis: Valentina Rogall.

Auf einmal ergab alles einen grausamen Sinn, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, bevor alles um ihn herum an Substanz verlor und sich in Luft auflöste, bis es nur noch das dunkelste Schwarz gab, dem sein Verstand jemals ausgesetzt gewesen war.